**Bezugspreis:**
Für Dresden vierteljährlich: 2 Mark 50 Pf., bei den Kaiserlich deutschen Postanstalten vierteljährlich 3 Mark; außerhalb des Deutschen Reiches Post- und Stempelzuschlag. Einzelne Nummern: 10 Pf.

**Erscheinen:**
Täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage abends.
Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

# Dresdner Journal.

**Ankündigungsgebühren:**
Für den Raum einer gespaltenen Zeile kleiner Schrift 20 Pf. Unter „Eingesandt" die Zeile 50 Pf.
Bei Tabellen- und Ziffernsatz entsprechender Aufschlag.

**Herausgeber:**
Königliche Expedition des Dresdner Journals.
Dresden, Zwingerstr. 20.
Fernspr.-Anschluß: Nr. 1295.

**№ 215.** Donnerstag, den 16. September abends. **1897.**

## Bestellungen

auf das „Dresdner Journal" für das vierte Vierteljahr werden zum Preise von 2 M. 50 Pf. angenommen **für Dresden:** bei der unterzeichneten Expedition (Zwingerstr. Nr. 20), **für auswärts:** bei den Postanstalten des betreffenden Orts zum Preise von 3 M.

In **Dresden-Neustadt** können Bestellungen abgegeben werden in der Hofmusikalienhandlung des Herrn Adolf Brauer (F. Plötner), Hauptstraße 2, wo auch Ankündigungen zur Beförderung an unser Blatt angenommen werden und wo, ebenso wie bei dem Bahnhofsbuchhändler Herrn Weigand (Personenhauptbhf.), Herrn Kaufmann Simon, Cirkusstr. 24 (Ecke Pillnitzer Straße), Herrn Kaufmann Lebr. Wesser, Prager Straße 2 und Frau verw. Siegmeier, Alaunstr. 19, einzelne Nummern des „Dresdner Journals" zu haben sind.

**Königl. Expedition des Dresdner Journals.**

## Amtlicher Teil.

**Dresden,** 13. September. Se. Majestät der König haben Allergnädigst zu genehmigen geruht, daß der Direktor der Königlichen Porzellan-Manufaktur zu Meißen, Oberbergrath Brunnemann, den ihm von Sr. Majestät dem König von Siam verliehenen Weißen Elephantenorden 5. Klasse annehme und trage.

### Ernennungen, Versetzungen rc. im öffentlichen Dienste.

**Im Geschäftsbereiche des Ministeriums der Finanzen.** Bei der Post-Verwaltung ist ernannt worden: Heine, zeither Postassistent, als Ober-Postassistent im Bezirke der Kaiserl. Oberpostdirection zu Leipzig.

**Im Geschäftsbereiche des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts.** Zu besetzen: die ständige Lehrerstelle zu Quohren bei Kreischa (Parochie Possendorf). Kollator: die oberste Schulbehörde. Einkommen: Außer den gesetzlichen Alterszulagen 1000 M. Gehalt, 200 M. persönliche Zulage (über deren widerrufliche Gewährung bei befriedigender Amtsführung Beschluß vorbehalten bleibt, 20 M für kirchenamtliche Verrichtungen, 75 M. für Fortbildungsunterricht sowie geräumige Wohnung im Schulhaus mit Gartennutzung. Für den Unterricht in weiblichen Handarbeiten wird der Frau des Lehrers ein jährliches Honorar von 72 M. gewährt. Gesuche sind mit allen erforderlichen Beilagen bis zum 8. Oktober bei dem Königl. Bezirksschulinspektor Dr. Lange in Dippoldiswalde einzureichen; — die zweite ständige Lehrerstelle in Naundorf. Kollator: das Königl. Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Einkommen: 1000 M. Gehalt, 100 M. persönliche Zulage, wovon 100 M. in die erste und wiederum 100 M. in die zweite Alterszulage eingerechnet werden sollen, 72 M. vom Turnunterrichte und 9 M. 04 Pf. vom Kirchendienste sowie freie Wohnung. Gesuche sind bis 5. Oktober bei dem Königl. Bezirksschulinspektor Schulrat Dr. Winkler in Freiberg einzureichen.

## Nichtamtlicher Teil.

### Das freisinnige Agrarprogramm.

Man hatte schon lange davon munkeln hören, daß eine große agrarpolitische „That" von dem Alleinherrscher der freisinnigen Volkspartei geplant werde, daß ein demokratisches Agrarprogramm die Chancen des künftigen Wahlfeldzuges zu Gunsten der Linken beeinflussen solle.

Diese Prophezeiung hat sich bekanntlich erfüllt. Zunächst beweist auch diese That jedenfalls wieder, daß Hr. Eugen Richter und seine engere Umgebung an jenen Zug nach links nicht glauben, von dem ihre Blätter soviel Aufhebens machen. Ein Programm und obenein ein derartig detailliertes, wie es das Richtersche Agrarprogramm ist, hat immer etwas Bedenkliches für eine Partei, weil sich die Zeiten ändern und die Menschen mit ihnen, und morgen in politicis deshalb nicht mehr maßgebendist, was heute noch dafür galt. Aus diesem triftigen Grunde haben sich die Programme der politischen Parteien gewohnheitsmäßig darauf beschränkt, in möglichst allgemeinen Sätzen die Richtung zu markieren, um der parlamentarischen Vertretung nicht unnötige und ihr vielleicht geradezu verderbliche Schwierigkeiten zu bereiten. Wäre der Zug nach links wirklich so unaufhaltsam, wie wir es mit löblicher Konsequenz tagtäglich zu hören bekommen, ein Parteitaktiker von der Erfahrung Richters hätte gewiß nicht für nötig befunden, der allgemeinen Strömung noch nachzuhelfen und sich und die bürgerliche Demokratie auf Forderungen festzulegen, welche die eine größere Hälfte der Wählerschaft von vornherein vor den Kopf stoßen müssen.

Mag der Nürnberger Parteitag mit dem Richterschen Entwurf machen, was immer er wolle (— er hat den Entwurf inzwischen bekanntlich „einstimmig" angenommen, R. d. R. —), so wird dennoch dieses Programm dem Bunde der Landwirte eine sehr angenehme Waffe werden. Denn eine Konzession an die Agrarier, die doch Hr. Richter mit seinem Agrarprogramm bekämpfen, aus dem Sattel heben und in den Sand strecken will, ist es in Wirklichkeit.

Was wollen denn die Agrarier? Schließlich doch nichts anderes und nichts weiter als in Gesetzgebung und Verwaltung der gegenwärtigen Lage der Landwirtschaft Rechnung getragen wissen. Darauf hat ihnen die Manchesterdemokratie stets geantwortet: die Lage der Landwirtschaft ist gar nicht so schlecht, wie ihr behauptet, nur einige Junker sind durch liederliche Wirtschaft und Verschwendung in Notlagen gekommen; denen zu helfen kann aber nicht Sache des Staates sein. Diese Argumente wirft nun aber das Richtersche Agrarprogramm vollständig über Bord, indem gleich eingangs erklärt wird, die freisinnige Volkspartei, „durchdrungen von der Bedeutung der deutschen Landwirtschaft für Produktion und Konsumtion des Volks und in Anerkennung der Schwierigkeiten bei den durch veränderte Verhältnisse mehrfach gebotenen Umgestaltungen der Betriebsweise, erstrebt die energische Förderung der Landwirtschaft durch Zusammenwirken der Gesetzgebung und Verwaltung im Reiche und in den Einzelstaaten und aller übrigen Kräfte des öffentlichen Lebens."

Es mag ja sein, daß Herr Richter mit seinem Agrarprogramm schließlich nichts weiter wollte, als dem Rickertschen Bauernverein Nord-Ost den Wind aus den Segeln nehmen, indem er auch der freisinnigen Volkspartei zu einem Agrarprogramm verhalf. Aber: scripta manent! . . . Die Agrarier werden daher einfach davon Akt nehmen, daß sogar Herr Richter nicht nur die Bedeutung der Landwirtschaft, sondern auch die Schwierigkeiten schlechtweg anerkannt habe, in welche sie „durch veränderte Verhältnisse" gebracht wurde. Man sollte meinen, es wäre keine üble Konzession, die damit Herr Richter den Agrariern gemacht hat, und wegen der Einzelpunkte seines Programmes werden letztere nicht nötig haben, sich allzuviel Kopfzerbrechens zu machen.

In diesen Einzelpunkten stehen neben einigen aber wenigen recht vernünftigen Forderungen, andere, welche den Agrariern ebenfalls sehr willkommen sein werden, weil sich an ihnen zeigen läßt, wie die Demokratie mit den Bauern umzuspringen gedenkt, und wie wenig sie die Gefühle des Bauernstandes respektiert, der nun einmal der am meisten konservativ gesinnte ist und jeder Gleichmacherei widerstrebt.

Ein echt freisinnig-manchesterliches, allerdings mehr den Rickertschen als den Richterschen Spuren folgendes Blatt, sagt von den Richterschen Programm-Elaboraten:

„Zwischen unfaßbaren Allgemeinheiten grundrechtlicher Art und der Aufzählung von verhältnismäßig untergeordneten Einzelbeschwerden aus den verschiedenen Verwaltungsgebieten schwankt und pendelt das Programm der freisinnigen Volkspartei ziemlich kritiklos hin und her. Häufig gewinnt man beim Lesen der einzeln aufgezählten Wünsche den Eindruck, als hätte jede der bei der Abfassung des Programms beteiligten Personen einen Wunschzettel bei der Hand gehabt, der ganz oder teilweise berücksichtigt werden mußte."

Sonderbar ist es auf jeden Fall, daß es weder der männliche noch der weibliche Freisinn merken, wie sie durch ihre großen und so augenfälligen und jedenfalls verstärkten Wahlanstrengungen sich selbst desavouieren. Mit Programmen kann man das Manchestertum nicht wieder zum Leben erwecken. Die Demokratie wird also wohl oder übel sich wirtschaftlich auf anderen Boden stellen müssen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Sie wird sich zu jener Politik des Schutzes und der Pflege aller wirtschaftlichen Interessen bekennen müssen, die sie seit Jahrzehnten als krassen Eigennutz verleumdet hat.

Hr. Richter thut das bereits im Vordersatz zu seinem Agrarprogramme. Im Nachsatz freilich ist er noch ganz der Alte, noch ganz Manchesterdemokrat in seinen Einzelforderungen. Aber nachdem er im Prinzip die Landwirtschaft hinsichtlich der energischen Förderung auf Gesetzgebung und Verwaltung im Reich und Einzelstaaten verwiesen hat, wird er anderen Berufszweigen das Gleiche nicht versagen können. Daß dann andere das von ihm „zu spät" acceptierte Prinzip ausgestalten, wird ihn nicht wundern dürfen, und somit bilden seine Programme einen Vorschub für die Miquelsche Politik der Sammlung, der sie grundsätzlich zustimmen, während sie in Wirklichkeit sie bekämpfen wollen, und es in ihren Details auch thun.

### Russische Eindrücke.

Der „Kreuzzeitung" geht aus Rußland der nachstehende Bericht zu, der mancherlei für uns Deutsche Interessantes enthält:

Man schreibt uns: Gestatten Sie mir, die Eindrücke, die ich bei einem längeren Aufenthalt in Rußland erhalten habe, hier kurz zusammenzufassen. Da die Besuche Kaiser Wilhelms und des Präsidenten Faure in St. Petersburg das Ereignis des verflossenen Monats bilden, so liegt es nahe, ihrer vor allem zu gedenken; nicht vom Standpunkt des Zeitungsberichterstatters, der sich ja zur Genüge hat hören lassen, sondern von dem des „Privatmenschen", der sich, wenn auch nicht an Ort und Stelle, so doch in der Nähe befand und so Gelegenheit hatte, „hinten herum" allerlei zu hören, was dazu dienen mag, die öffentliche Berichterstattung zu ergänzen oder auf ihre Zuverlässigkeit zu untersuchen. Ich habe während dieser Zeit wenig Gelegenheit gehabt, deutsche Zeitungen zu lesen, vermag daher auch nicht bestimmt zu sagen, ob das, was mir auf besonderem Wege zugegangen ist, nicht vielleicht schon hier und da berichtet worden ist; es kommt mir jedoch so vor, als sei dem deutschen Publikum der Unterschied in der Begrüßung der beiden fremden Staatsoberhäupter von seiten der St. Petersburger, und in gemissem Sinne der Russen überhaupt, nicht so klar gemacht worden, wie er es immerhin verdiente. Auf den amtlichen Empfang bezieht sich das natürlich nicht. In dieser Hinsicht hat man russischerseits und gegenüber nichts versäumt; darüber sind alle unparteiischen Augenzeugen einig. Um so stärker dagegen hat sich der Abstand in der Stimmung der Bevölkerung gezeigt, die den Deutschen achtungsvoll, aber kalt entgegen kam, während sie den Franzosen nicht bloß auf dem Papier der Zeitungen, sondern in Wirklichkeit stürmische Siedehitze zeigte, sodaß man sich namentlich von der Haltung der St. Petersburger Damenwelt das Unglaublichste erzählt.

An der vorübergehenden Aufrichtigkeit dieser Begeisterung braucht man in der That nicht zu zweifeln; doch thut man gut, den Schwerpunkt auf das „vorübergehend" zu legen, auf die „Suggestion", der die leichtbeweglichen russischen Massen in solchen Fällen immer leicht unterliegen, ohne daß dies für ihre Durchschnittsanschauung viel bewiete. Diese ist von Franzosenschwärmerei im Grunde sehr weit entfernt. Den Russen fällt es überhaupt nicht ein, sich im Ernst für fremde Völker zu begeistern. In diesem Punkte sind sie die ausgesprochensten „Realisten" von der Welt; sie kennen nur sich selbst und beurteilen die Haltung der Fremden lediglich danach, ob sie Rußland schadet oder nützt. Ein fein ausgebildeter politischer Instinkt sagt aber jedem einzelnen von ihnen, daß der gegenwärtige, man kann wohl sagen nie dagewesene Einfluß der russischen Politik lediglich damit zusammenhängt, daß es gelingt die Franzosen bei guter Laune zu erhalten, ohne doch wesentliche Opfer sachlicher Art zu bringen. Deshalb war alles darin einig, der französischen Eitelkeit bis zum Übermaß zu schmeicheln, und dies Programm ist in der That mit großer Geschicklichkeit und vielem Erfolge verwirklicht worden. Hinterdrein lacht man sich wohl wieder ins Fäustchen, wie immer, wenn es gelungen ist, den „dummen Ausländer" hineinzulegen.

Dazu ist jetzt aber besonders viel Grund; denn nicht nur hat man den Franzosen gegenüber vortrefflich „abgeschnitten" und sie für lange Zeit aufs neue an die Kette gelegt, die sie vor dem Besuche des Präsidenten schon recht ungeduldig trugen; auch auf dem Gebiete des Kongreßwesens ist es geglückt, schöne Triumphe à la Potemkin zu erzielen. In diesem Jahre hatte sich bekanntlich die ganze westeuropäische Wissenschaft nach Rußland gewandt. Geologen, Ärzte, Statistiker kamen teils in St. Petersburg, teils in Moskau zusammen, und ausnahmslos sind sie entzückt geschieden. Wie mir ein Teilnehmer, der als Kenner der russischen Verhältnisse wohl in der Lage war, ein zuständiges Urteil abzugeben, versicherte, ist namentlich der internationale Ärztekongreß in Moskau glänzend verlaufen; glänzend nicht nur in den Berichten begeisterter Journalisten, sondern thatsächlich, so weit es die äußere Organisation betraf, die mir mein Gewährsmann zu seiner eigenen Überraschung als mustergiltig schilderte. Auf Grundlage früherer Erfahrungen hatte er das Gegenteil erwartet und war nun höchst überrascht, auf Leistungen zu stoßen, wie er sie weder in Berlin noch in Rom gesehen. Dies muß der Wahrheit gemäß zugegeben werden. Über das Formale hinaus ist es freilich nicht gegangen. Die russische Wissenschaft als solche hat nichts Hervorragendes geboten; in dieser Hinsicht waren die Deutschen allen anderen unbestritten „über", namentlich auch den Franzosen, deren glänzendster Vertreter, Doyen aus Paris, in Wahrheit sehr schülerhaft operiert haben soll, während die Reklame ihn zum Meister machte. Vom russischen Standpunkt und im russischen Interesse kommt jedoch nur die „Mache" in Betracht, die hoch ausgebildete Kunst, den Ausländern die Vorstellung beizubringen, daß Rußland auf dem besten Wege sei, ein Fortschrittsland ersten Ranges zu werden, während doch in Wahrheit alles genau so bleibt, wie es ist. Es ist wahr, die Krankenhäuser, Kliniken rc. sind mit allen modernen Einrichtungen verschwenderisch ausgestattet und lassen, wenn „Besuch kommt", auch an Sauberkeit nichts zu wünschen übrig. Sobald der „Besuch" aber wieder weg ist, wird das alles hübsch weggepackt, und die alte russische „Gemütlichkeit", die ganz anders aussieht, beginnt von neuem. Rußland ist eben der klassische Boden des lügen Scheines; darin hat sich seit Katharinas Tagen nichts geändert. Warum sollte es auch, da dieser Schein genügt?

Die Freude an allen diesen Erfolgen wird wenigstens dem Teil der Russen, den es amtlich oder persönlich näher angeht, durch die in diesem Jahre besonders schwierige Lage der Landwirtschaft bis zu einem gewissen Grade gestört. Die Getreidepreise sind zwar im Steigen begriffen, allein die Ernte ist in einem großen Teil des Innern so schlecht ausgefallen, daß vielleicht ein ernster Notstand droht, wenn auch kein so schlimmer, wie vor sechs Jahren. Am bedenklichsten ist dabei, daß die Aussichten für das künftige Jahr noch ungünstiger erscheinen, als sie sich für die nächste Zukunft darstellen. Während Mittel- und Westeuropa unter fortwährender Nässe leiden, wird in Rußland die junge Saat überwiegend durch Trockenheit geschädigt. Für jetzt mögen noch bedeutende Getreidevorräte aus früherer Zeit vorhanden sein; für 1898 aber glaubt man sich auf Mangel gefaßt machen zu müssen. Überhaupt helfen alle, gegen die Notlage der Landwirtschaft ergriffenen Maßnahmen nichts; es wird damit immer schlimmer. Dies erklärt den Eifer, mit dem sich alle Welt auf Handel und Gewerbethätigkeit wirft, um so den nötigen Ausgleich zu finden. Auch mit fieberhaft betriebenen Eisenbahnbauten sucht man sich zu helfen. Im Grunde aber kommt das nur wenigen zu gute, unter denen sich unverhältnismäßig viel Ausländer, namentlich Belgier und Franzosen befinden. Diese arbeiten, wie die russische Presse oft mit großer Bitterkeit betont, nicht für Rußland, sondern für sich selbst, und schleppen das „schöne russische Geld" schließlich aus dem Lande, um es in Paris oder Brüssel gemächlich zu verzehren. Da die Russen selbst aber keinen Unternehmungsgeist besitzen und nur als einfache Arbeiter zu gebrauchen sind, so bleibt nichts übrig als jenen das Feld zu überlassen. Es ist eben nicht alles „Gold, was glänzt".

### Die Anwesenheit des Königs von Siam in Paris

hat zu einem Austausche von Erörterungen zwischen der französischen und der englischen Tagespresse geführt, zwischen deren Zeilen der beiderseitige Konkurrenzneid ziemlich unverhüllt zu Tage tritt. England betrachtet den König Tschulalongkorn mehr oder weniger als sein Geschöpf. Er ist in englischen Anschauungen erzogen, spricht als einzige Kultursprache nur die englische und bewegt sich wesentlich in englischen Ideenkreisen. Da nun das Talent für fremde Sprachen zu den schwächsten Seiten des französischen — wie übrigens auch des englischen — Volkstums gehört, so findet man es in Paris nicht ganz leicht, sich zu dem asiatischen Herrscher auf einen solchen Fuß zu stellen, wie es im eigenen Interesse wohl wünschenswert erscheinen müßte. Frankreich möchte dem Könige Tschulalongkorn begreiflich machen, daß sein eigenes und das Heil seines Landes nirgends besser aufgehoben sei, als in dem Schutze der französischen Freundschaft. Die absolute Uneigennützigkeit der französischen und die Perfidie der englischen Politik bilden daher das von der Pariser Presse mit Bezug auf den siamesischen Herrscher mit Vorliebe variierte Thema, wobei es dahin gestellt bleiben muß, ob König Tschulalongkorn diplomatische Finesse genug besitzt, um, auch ohne der französischen Sprache mächtig zu sein, zu erraten, worauf die französischen Liebenswürdigkeiten ihm gegenüber im Grunde abzielen. Für Frankreich hätte die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zu Siam großen Wert, da seine Handlungsfreiheit in Ostasien sonach erheblich gewinnen würde. Siam ist seit dem Jahre 1890 durch England zahlreicher wichtiger Gebiete beraubt worden, und sucht sich nun für das im Westen Verlorene durch Aus-

## Kunst und Wissenschaft.

= Es dürfte weitere Kreise interessieren, daß Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich August Höchstseiner Gemahlin zu Ihrem Geburtstage am 2. September unter anderen Gegenständen auch eine kleine Kopie des Christusbildes von Carl Ehrenberg geschenkt hat. Ihre Kaiserl. u. Königl. Hoheit die Frau Prinzessin Luisa hatte seiner Zeit an dem Original sowohl in künstlerischer als religiöser Beziehung solches Wohlgefallen und solche Freude empfunden, daß Se. Königl. Hoheit dem Künstler den Wunsch zu erkennen gab, die gedachte kleine Kopie auszuführen. Wie bei dem Original, so wird auch bei dieser Kopie eine große und unmittelbare Wirkung dadurch hervorgerufen, daß man sich gedrungen fühlt, dem Bilde wirklich zu glauben, und daß man bei einfacher und doch effektvoller Behandlung von der Hoheit des Ausdrucks unwillkürlich ergriffen und bezwungen wird.

* Über das auf der Leipziger Ausstellung befindliche Kolossalgemälde Max Klingers „Christus im Olymp", schreibt Fritz Stahl in der „Kunsthalle": Eins zuerst muß gesagt werden, damit man den Standpunkt gewinnt: was für Einwände immer sich gegen die Einzelheiten des neuesten Werkes von Klinger erheben lassen, es hätte jede der diesjährigen Ausstellungen, auch die internationalen, beherrscht durch die Größe seiner Idee und durch den tiefen Ernst der künstlerischen Arbeit. Christus im Olymp! Bei jedem andern könnte man bei diesem Titel an eine Absicht der Sensation denken. Bei Klinger schließt nicht nur die Persönlichkeit eine solche Absicht aus, sondern der Titel deutet darauf, daß das Werk organisch mit dem gesamten bisherigen Schaffen des Meisters zusammenhängt. Seit Klinger den Stift führt, stehen Christus und der Olymp in dem Kreis seiner Motive. Die ersten Zeichnungen, die der noch sehr jugendliche Künstler ausstellte, behandeln das Thema Christus. Die Art, in der er das heilige Thema behandelte, nicht gegen die Tradition, sondern geradezu, als ob es keine Tradition gäbe, zog den Blättern den Ruf des Antichristlichen zu. Es scheint, daß die, welche so urteilten, sie nicht sehr genau angeschaut haben. Wie den Heiland und die Seinen auf dem Weg zum Berge Spott und Hohn geleiten und wie nach der Predigt von den Seligkeiten selbst dem rohen Söldner und den schlimmen Gassenbuben eine Ahnung aufdämmert, was das für ein Mensch ist, und sie ihm mit staunender Ehrfurcht folgen, das ist wunderbar ausdrucksvoll geschildert und konnte so nur von einem geschildert werden, der die Verheißungen der Bergpredigt gläubig aufgenommen hat. Die späteren Arbeiten Klingers hätten dann wohl das falsche Vorurteil völlig beseitigen müssen, aber man kann noch heute von dem parodistischen Charakter dieser Blätter reden hören. So mußte doch darauf hingewiesen werden, daß solches Reden keinen Grund hatte. Die erste Reihe von Radierungen, wenn man hier die „Paraphrase über den Fund eines Handschuhs", deren Stoff ein zufälliges Erlebnis bildet, unbeachtet läßt, behandelt antikische Erzählungen. Freilich spielen der Olymp und seine Bewohner dabei keine Rolle, aber der Olymp ist ja auch oben nur als Symbol des hellenischen Lebens, des Lebens in Freiheit und Schönheit gedacht. Und dieses Leben zu schildern ist Klinger niemals müde geworden. . . . Christus im Olymp! Auf der blumigen Wiese, die eine blühende Hecke vom Meere scheidet, im Schatten ragender Bäume sind um den Thron des Vater Zeus die Götter versammelt, Genien und Nymphen treiben ringsum ihr scherzendes Spiel. Vom Gipfel leuchtet in Farben und Gold der Palast. Kein Zwang der Sitte herrscht hier, der die Menschen bindet, in keuscher Nacktheit wandeln die Olympier dahin. Da naht ein seltsamer Zug: voran goldig schimmernd das Gewand, schreitet Christus heran, hinter ihm tragen vier Frauen in dunklen Kleidern das Zeichen, in dem er die Welt besiegte: das Kreuz. Alles schaut auf die unheimlichen Gäste. Mit lächelndem Spott die einen, mit bleichem Grauen die andern. Alles zückt gegen die Waffenlosen das Schwert. Nur Zeus scheint zu wissen, was droht, entsetzt fährt er von dem neuen Anblick zurück, wankt auf dem goldenen Sessel. Eine Einzige aber versteht die Verheißung: Psyche hat sich von Eros losgerissen, ist vor Christus niedergesunken und schaut in Verzückung zu ihm auf. Das Bild ist so wenig wie des Meisters frühere Gemälde von Haus aus in Farben gedacht. Das schließt nicht aus, daß es auch bedeutende malerische Qualitäten hat, aber es ist wohl der Grund, daß ihm die Einheitlichkeit fehlt und damit die große Wirkung auf den ersten Blick. Und dieser Mangel ist vielleicht noch gewachsen durch den Umstand, daß Klinger nicht weniger als sieben Jahre an dem Werke gearbeitet hat, was bei einem Künstler, der fast von Tag zu Tag wächst, besonders viel bedeutet. Das Bild zwingt nicht, man muß sich willig vertiefen, dann aber wirkt es nicht nur, sondern wirkt auch lange nach. Von wunderbarer Schönheit sind einzelne Gestalten. So Aphrodite, die leicht dahinschreitet und das schwere rotgoldene Haar bindet. So besonders Psyche, in deren Antlitz jener konzentrierte Ausdruck des Charakters und der Stimmung ist, den niemand wie Klinger zu erreichen vermag. Diese und andere Einzelheiten sind unvergeßlich. Und ebenso prägt sich die Landschaft ein. Dagegen es dann schwer begreiflich ist, wie ein solcher Künstler nicht für den Zeus eine andere Gestalt fand als diese eines hinfälligen menschlichen Greises. Das Bild ist als Triptychon gedacht. Zwei Säulen in Form stilisierter Palmen schneiden schmale Flügel ab, die mit dem Mittelbild durch die Fortsetzung des landschaftlichen Grundes verbunden sind. Die Flügel scheinen später entstanden zu sein. Namentlich der linke, der zwei fliehende Nymphen zeigt, hat gerade die Freiheit der Zeichnung und das besonders Malerische, das im Mittelbilde fehlt. Wenn man diesen Anzeichen glauben darf, dann ist das Predellabild der am spätesten entstandene Teil des Werkes, und es ist nicht nur sein besser, sondern schlechthin das Größte, was Max Klinger als Maler überhaupt je gegeben hat. Es ist, an sich betrachtet, ein malerisches Meisterwerk. Die Predella, auf der das eigentliche Bild in dem braunen, goldverzierten Rahmen ruht, besteht aus einem Aufbau von Stein. Die untere Leiste ist aus grünem Marmor mit roten Flecken, die obere aus schwarzem mit grünlichgelben. Die Seitenleisten sind zu großen grauen Flächen erweitert, an denen Rundfiguren aus parischem Stein angebracht sind: links eine weibliche Gestalt, vom Rücken gesehen, verzweifelnd zusammengesunken, rechts ein weiblicher Torso mit der Geberde der Sehnsucht aufgereckt. Das Bild, das diesen Rahmen umschließt, schildert die Unterwelt, wo frei die Leidenschaften walten. Kühn bewegte Gestalten erblicken wir hier. In der Farbe ist das Bild ganz in die Töne des Marmors hineinkomponiert, in phantastischem Licht zeigen sich die nackten Leiber und die Ströme von Blut setzen sich in den roten Flecken der unteren Leiste fort. Die selbstgewählte Aufgabe hat hier den Künstler in das rein Malerische gezwungen, und es ist als ob der notwendige Wettstreit mit den Farben des Steines ihn mit sich fortgerissen hätte. Max Klinger läßt sich nicht leicht mit anderen Künstlern vergleichen. Er hat seine ganze Entwickelung in sich und aus sich heraus durchgemacht. Das eminent Künstlerische seiner Natur sichert auch den Werken ihren Reiz, die in technischer Hinsicht angreifbar sind. So hat er gemalt, bevor er ein Maler, modelliert, bevor er ein Bildhauer war. Aber die Erfolge haben ihn nie still stehen lassen. So eröffnet ein solches Gelingen wie in diesem Predellabilde weite Perspektiven, zumal neue Entwürfe, die in der Werkstätte heranreifen, beweisen, daß dieses Gelingen kein zufälliges ist, sondern daß er für fernere Bilder nun ein für allemal das eigentlich Malerische als Ausgangspunkt gewonnen hat.

SLUB
Wir führen Wissen.